

**Bibliographischer Hinweis sowie Verlagsrechte bei den online-Versionen der DD-Beiträge:**



**Halbjahresschrift für die Didaktik  
der deutschen Sprache und  
Literatur**

<http://www.didaktik-deutsch.de>  
14. Jahrgang 2009 – ISSN 1431-4355  
Schneider Verlag Hohengehren  
GmbH

*Horst Sitta*

**ZUM TOD VON HANS GLINZ**

In: Didaktik Deutsch. Jg. 14. H. 26. S. 95-  
101.

---

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. – Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden.

## ZUM TOD VON HANS GLINZ

Am 23. Oktober 2008 ist in Wädenswil (Schweiz) Hans Glinz verstorben, fast 95 Jahre alt, nach einem reichen, erfüllten Leben, Lehrer, zunächst an der Schule, dann Privatdozent und Titularprofessor der Universität Zürich, später Professor an der Pädagogischen Hochschule in Kettwig und Ordinarius für Deutsche Philologie an der Philosophischen Fakultät der RWTH Aachen, nach Ausscheiden aus dem aktiven Dienst in ruhelosem Ruhestand Jahrzehnte lang an unterschiedlichen Stellen weiterwirkend, einer der ganz Großen der germanistischen Sprachwissenschaft und der Didaktik des Deutschen als Muttersprache im 20. Jahrhundert, wahrhaft ein *praeceptor Germaniae*.

Hans Glinz wurde am 1.12.1913 in Rheinfelden (AG) geboren. Von 1920 bis 1926 besuchte er die Primarschule in Müllheim (TG), wo sein Vater als Pfarrer amtierte, 1926 bis 1928 die Sekundarschule ebenda, von 1928 bis 1930 das Gymnasium in Frauenfeld und von 1930 bis 1932, nach einem Umzug der Eltern, das in Zürich. Im Herbst 1932 legte er hier die Reifeprüfung ab. Anschließend belegte er zunächst einen Lehramtskurs für Primarschulen an der Universität Zürich, den er im Herbst 1933 mit dem Primarlehrerpatent abschloss. Im Frühling 1936 erwarb er dazu – nach dem Studium der Fächer Deutsch, Französisch und Geschichte in Zürich, Lausanne und Paris – das Sekundarlehrerpatent. Als Sekundarlehrer wirkte er an einer Reihe von Schulen im Kanton und in der Stadt Zürich, ab 1942 in Rümlang (ZH). In diesem Jahr begann er – berufs begleitend – ein Aufbaustudium für Germanistik und Didaktik an der Universität Zürich, das er 1946 mit einer Promotion bei Rudolf Hotzenköcherle („Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik“) abschloss. 1949 habilitierte er sich an der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich mit einer revolutionären Schrift zur Grammatikographie des Deutschen („Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik“), in erster Auflage publiziert 1952, zuletzt in sechster 1973; dann war er bis 1956 sowohl als Privatdozent an der Universität Zürich als auch als Sekundarlehrer in Rümlang (ZH) tätig. 1956 ermöglichte ihm die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) durch Gewährung eines Forschungsstipendiums die ausschließliche Konzentration auf wissenschaftliche Tätigkeit. 1957 übernahm er eine Professur für Deutsch und Didaktik des Deutschen an der Pädagogischen Akademie (dann Pädagogische Hochschule) Kettwig, 1965 den neugegründeten Lehrstuhl für Deutsche Philologie an der RWTH Aachen, den er bis zum Frühling 1979 innehatte. In diesem Jahr kehrte er in die Schweiz zurück, von wo aus er in fast drei Jahrzehnten eines ruhelos-aktiven Ruhestandes der Schule und der Wissenschaft zahllose Anregungen zukommen ließ.

Oberflächliche Urteile – nicht selten aus akademischer Abgehobenheit – haben das Wirken von Hans Glinz oft auf die Bereiche Grammatik für die Schule und Didaktik verkürzt. Ohne seine Verdienste in diesen Bereichen im Geringsten schmälern zu wollen, muss aber doch festgehalten werden, dass sein Wirken breiter war und nur vor einem sehr viel weiteren – und tieferen – Hintergrund zu verstehen ist. Dazu gehört zum einen seine menschliche Grundhaltung, die durch enge Verknüpfung von Mitmenschlichkeit, pädagogischem Eros, didaktischem Sendungsbewusstsein und praktischer Begabung zum Lehren bestimmt war, zum anderen seine prägende Verwurzelung in Philosophie und Sprachtheorie und die aus

beiden Komponenten resultierende Auffassung von Wissenschaft, Praxis und ihrem spezifischen Verhältnis zueinander.

In ihr liegt auch der Grund für den besonderen Ansatz von Hans Glinz, was das Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik als im Kern untrennbar miteinander verbundenen Disziplinen ausmacht. Programmatisch hat er diese Verbindung in seinem Beitrag „Der Anteil des Didaktischen an Forschung und Lehre der philologisch-historischen Wissenschaften“ (abgedruckt in Hans Glinz: „Sprachwissenschaft heute“) so formuliert:

„Das Didaktische hat einen Anteil, und zwar einen wesentlichen Anteil an der gesamten Arbeit nicht nur der im engeren Sinn pädagogischen Wissenschaften, sondern auch an den philologisch-historischen Wissenschaften, und das nicht nur in der *Lehre*, wo man es wohl eher zugibt, sondern auch und gerade in der *Forschung*, wo man es oft bezweifelt, ja nicht selten mit einer Art von innerer Entrüstung ablehnt.“ (S. 59)

Und etwas später (S. 67) heißt es:

„... die Linguistik, die Literaturwissenschaft und die Sprachdidaktik haben einen gemeinsamen Kern und diese Kernbereiche der drei Wissenschaftszweige machen erst zusammen die eine grundlegende Wissenschaft von der Sprache aus, auf die alle Einzelforschung in Sprache und Literatur angewiesen ist und die man mit dem Wort ‚Sprachtheorie‘ bezeichnen kann.“

Vor diesem Hintergrund liegt die Besonderheit des Wirkens von Hans Glinz nicht in erster Linie in seinen theoretischen Beiträgen, sondern in seiner gelebten Überzeugung, dass Erkenntnisse der Wissenschaft sich in der Praxis auszuwirken haben. Und bezogen auf seinen engeren Tätigkeitsbereich: Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik sind untrennbar miteinander verbundene Disziplinen. Das weitere Programm, das sich aus einer solchen Auffassung ableitet, hat Hans Glinz selbst überall in seiner Arbeit eingelöst, in der Forschung, in der hochschulischen Lehre, vor allem aber in seiner konkreten Arbeit für die Schule. Neben den größeren und kleineren theoretischen Publikationen gehören hierher vor allem die Sprachbücher in Deutschland und in der Schweiz: Nicht weniger als vier Lehrwerke für die Schule verraten die deutliche Handschrift von Hans Glinz, der Deutsche Sprachspiegel für Gymnasien, der Deutsche Sprachspiegel für Realschulen, das Glinz-Sprachbuch des Westermann-Verlags und vor allem das Schweizer Sprachbuch. War der Deutsche Sprachspiegel der große Wurf der 60er Jahre in Deutschland, so wurde das Schweizer Sprachbuch für den muttersprachlichen Unterricht in der Deutschschweiz seit den 70er Jahren bahnbrechend. Das gilt für die Schülerbücher, und es gilt gleichermaßen für die Lehrercommentare. In ihnen wird auf Schritt und Tritt didaktisches Vorgehen im Detail an übergreifende Überlegungen rückgebunden, anders gesagt: Der wechselseitige Bezug von Zielen, Methoden und Inhalten wird stets sichtbar gehalten.

Neu und überzeugend an diesem Lehrwerk war die kommunikative Ausrichtung, die von der Kernfrage ausgeht: „Was ist wie wichtig im Sprachgebrauch und deshalb auch im Sprachunterricht?“ Dabei bleibt immer im Blick, dass die Schule nur *einen* Ort des Sprachlernens darstellt. Neu ist die starke Betonung der *mündlichen* Sprachschulung, die in den Bänden des Schweizer Sprachbuchs in den Kapiteln „Sprechen und Handeln“ aufleuchtet – mit einer betont pragmatischen Ausrichtung. Neu ist die Gewichtung der Aspekte des Deutschunterrichts nach ihrer Bedeutung für die sprachliche Kommunikation und in die-

sem Zusammenhang insbesondere die Relativierung der Bedeutung der Normen in der Grammatik und in der Rechtschreibung. Neu ist schließlich der Aspekt des Probierens, des Experimentierens beim Erlernen der Muttersprache, dies ganz allgemein nach der Priorität des „Selbst-Tun-Dürfens“, aber auch in der Anwendung der im Wesentlichen von Hans Glinz selbst entwickelten Proben, die sowohl in der Grammatik als auch beim Texte-Schaffen und beim Texte-Verstehen angewendet werden können – womit sich wiederum der Bezug zum sprachwissenschaftlichen Schaffen von Hans Glinz herstellt.

Etwas pointiert kann man vor diesem Hintergrund sogar sagen: Hans Glinz ist zum Sprachwissenschaftler geworden, weil er Probleme des Sprachunterrichts lösen wollte. Bei einer solchen Aussage kann man sich im Übrigen auf ihn selbst stützen: Im ersten Satz seiner Dissertation schreibt er (im Dezember 1945):

„Das Bedürfnis, die historische Entwicklung der in unserer Grammatik geltenden Satzgliedlehre genauer zu kennen, wuchs aus mehrjährigen Studien zum deutschen Satzbau, die zu einer neuen Schulgrammatik führen sollten.“

Dabei ist seine Wirkung auf die Wissenschaft selbst, auf die ‚Theorie‘, keineswegs gering gewesen: Ohne seine Beiträge zur ‚*Sprachtheorie*‘ im engeren Sinne wäre einiges in der Geschichte der germanistischen Linguistik im deutschen Sprachraum leicht anders gelaufen: Vor allem anderen ist hier darauf hinzuweisen, dass er Ferdinand de Saussure und den Grundgedanken von dessen „Cours de linguistique générale“ in der deutschen germanistischen Linguistik zum Durchbruch verholfen hat.

Ferdinand de Saussure (1857 – 1913), Sprachwissenschaftler im schweizerischen Genf, gilt als Begründer der modernen, strukturalistischen Linguistik; als Erster hat er die sprachtheoretischen Grundlagen des linguistischen Strukturalismus, wie sie sich in den bekannten Dichotomien von „langue“ und „parole“, von Synchronie und Diachronie, von „signifiant“ und „signifié“ und von paradigmatischer und syntagmatischer Relation manifestieren, systematisch und bewusst als Neuansatz in der Sprachwissenschaft herausgestellt. Und Hans Glinz hat von Anfang an explizit vor diesem sprachtheoretischen Hintergrund gearbeitet. So beginnt er die Einleitung zu seiner Habilitationsschrift „Die innere Form des Deutschen“ nicht zufällig mit dem Satz:

„Die Struktur der deutschen Sprache in höherem Grade durchsichtig zu machen, als es in der bisherigen Grammatik geschah, das versucht dieses Buch, indem es die Einsichten der modernen Sprachwissenschaft, speziell die Grundsätze de Saussures, konsequent auf die Gegebenheiten des heutigen Deutsch anwendet, auf dieser Basis eine neue, der lebendigen Sprache angepasste Methode aufbaut und danach die sprachlichen Grundeinheiten, Wort, Satzglied und Satz, sowie ihre verschiedenen Arten, Formen und Verbindungen neu bestimmt.“

Hier wird das Programm des empirisch-operationalen Strukturalismus – wie ihn Glinz auf der Grundlage des theoretischen Ansatzes de Saussures entwickelt hat – bereits im Kern formuliert. Es geht dabei um eine

„mit möglichst wenig Vorgriffen arbeitende Beschreibung von Sprachen als funktionierenden Strukturen, auf Grund systematischer Untersuchung von Texten, mit Hilfe der Reaktionen

ausgewählter Sprachteilhaber (zu denen der Untersuchende selbst gehören kann), wobei diese Reaktionen zum Teil durch besondere Verfahren hervorgerufen werden.“

Diese Kennzeichnung des empirisch-operationalen Strukturalismus, die Hans Glinz in seinem Bändchen „Deutsche Syntax“ (S. 8) gibt, lässt sich weiter verdeutlichen durch die (nicht zuletzt genuin Glinzschen) Konzepte „Begriffsentwurf“, „Experiment“ und „Interpretation“.

Unter „Begriffsentwurf“ versteht Glinz eine Vermutung gewisser Ordnungen und Gestalten, die mehr oder minder begründete Vermutung eines Ergebnisses, die der konkreten linguistischen Analyse vorausgeht. Allgemeiner gefasst enthält der Begriffsentwurf neben den generellen sprachtheoretischen Prämissen der strukturalistischen Linguistik vor allem den „Satz an Hypothesen“, der den jeweiligen Untersuchungsgegenstand im engeren Sinn betrifft.

Unter „Experiment“ sind die bewusst und systematisch durchgeführten Test- und Experimentierverfahren (Operationen) zu verstehen, denen die sprachlichen Gebilde (Texte) als Realisationen der Sprachkompetenz unterzogen werden, wobei Auswahl, Reihenfolge und genauere Anordnung (Bedingungen) der Operationen sich nach dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand richten und durch den Begriffsentwurf mitbestimmt sind.

Die Operationen hat Hans Glinz als „die wissenschaftliche Fortbildung spontaner, bei jeder sprachlichen Gestaltung auftretender Verfahren“ („Der deutsche Satz“, S. 65) betrachtet. Sie haben für ihn nicht nur eine wichtige heuristische Funktion – etwa zur Aufdeckung (Bewusstmachung) sprachlicher Strukturen; die systematische Anwendung operationaler Verfahren bei der linguistischen Analyse ermöglicht vielmehr überhaupt erst die auch innerhalb der modernen Wissenschaftstheorie geforderte intersubjektive Überprüfbarkeit der Ergebnisse. Das von Hans Glinz entwickelte Inventar an Operationen, die sogenannten Glinzschen Proben (Klang-, Verschiebe-, Ersatz-, Weglass-, Umformungsproben), haben nicht nur recht bald Eingang in den schulischen Sprachunterricht gefunden, sie gehören inzwischen auch zum selbstverständlichen methodischen Rüstzeug eines jeden Linguisten.

Die Resultate, die sich durch Beobachten und exaktes Registrieren der Reaktionen beliebiger Sprachteilnehmer (Informanten) auf die durch Operationen veränderten sprachlichen Gebilde ergeben, werden schließlich „interpretiert“. „Interpretation“ bezeichnet in diesem Kontext die begriffliche und terminologische Fassung der Untersuchungsergebnisse und ihre Einordnung in den theoretischen und begrifflichen Gesamtzusammenhang.

Dieses hier nur knapp skizzierte Zusammenwirken von „Begriffsentwurf“ (=Ausgangshypothesen), „Experiment“ (=Operationen) und „Interpretation“ (=Begriffsfassung) bildet die methodologische Basis der Glinzschen Sprachanalyse – und wer von der Schule her denkt, wird hierin auch die Basis der didaktischen Arbeit von Hans Glinz wiedererkennen.

Vor diesem Hintergrund ist natürlich nicht zu bestreiten, dass Hans Glinz weitherum (und auch nicht zuletzt in der Schule) vor allem durch seine Arbeiten zur Grammatik *bekannt* geworden ist. Untrennbar verbunden mit seinem Namen ist schließlich die Entwicklung einer operationalen Grammatik des Deutschen, nicht zuletzt einer neuen Wortarten- und Satzgliedlehre auf strukturalistisch-operationaler Grundlage. So gibt Glinz beispielsweise schon in der bereits erwähnten Einleitung zur „Inneren Form des Deutschen“ (1952!) als seine Zielsetzung an, dass er eine „neue deutsche Grammatik“ vorlegen wolle –

„neu nicht in dem Sinne, dass es (das Buch) neuen sprachlichen Stoff bringen wollte, sondern dass es den alten und wohlbekannten Stoff nach neuen Kategorien ordnet und neu deutet, dass es für die Bewältigung der sprachlichen Erscheinungen, der sprachlichen Wirklichkeit, ein neues Begriffssystem schafft“.

Und man darf auch hier hinzufügen: das Ganze nicht zuletzt für die Schule, für die Lehrenden und insbesondere für die Lernenden.

Um an dieser Stelle noch einmal ins Detail zu gehen: Bereits die traditionelle Grammatik hat neben den Wortarten Satzglieder unterschieden, doch hat sich – wie Hans Glinz in seiner Dissertation „Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik“ im Einzelnen gezeigt hat – die Lehre von den Satzgliedern als eigenen Größen in der Geschichte der Grammatik erst relativ spät entwickelt: Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sind die Wortarten in Gestalt der Redeteile („partes orationis“) die einzigen Glieder der Sprache. Die Satzgliedlehre hat demgegenüber erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ihre für die „traditionelle“ deutsche Grammatik charakteristische Form erhalten, und zwar durch K.F. Becker. Die Beckersche Satzgliedlehre, deren Hauptschwäche in der „Vergewaltigung der wirklichen Sprache durch den logischen Schematismus einer unbegrenzten Zerteilungssucht“ (Glinz 1947, 53) zu sehen ist, blieb bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die einzige Satzgliedlehre. Mit anderen Worten: Obwohl die traditionelle deutsche Grammatik (vor allem die Schulgrammatik) mit Wortarten und Satzgliedern arbeitete, wurden der Wortart- und der Satzgliedbegriff nicht zum Gegenstand theoretischer Reflexion; das begriffliche und methodische Vorgehen gestaltet sich mehr intuitiv und ist stark geprägt durch eine logisierende Betrachtung natürlicher Sprachen.

In seiner Habilitationsschrift („Die innere Form des Deutschen“) setzt Hans Glinz dann an die Stelle der traditionellen Satzgliedlehre ein System, das auf konsequenter Anwendung strukturalistischer (empirisch-operationaler) Verfahren basiert. Dieses Vorgehen hat wichtige Veränderungen in der Wortart- und Satzgliedeinteilung gegenüber der traditionellen Grammatik zur Folge, die zusammenfassend dahingehend charakterisiert werden können, dass sich die Wortarteinteilung vereinfacht, wohingegen die Satzgliedbegriffe schärfer differenziert und damit zugleich den Wortart- und Wortformbegriffen besser angepasst werden. Wenn diese Konzeption auch zunächst in ihrer Neuartigkeit fremd wirkte, so ist sie doch in ihren wichtigsten Aussagen seit Langem von Wissenschaft und Schule anerkannt. Der operationale Satzgliedbegriff von Hans Glinz ist zu einem Zentralbegriff der Grammatik des einfachen Satzes im Deutschen geworden. Er hat auch weitgehend in die deutschen Gegenwartsgrammatiken Eingang gefunden.

Und schließlich: Hans Glinz hat sich in seinen grammatisch orientierten Untersuchungen zwar primär auf die deutsche Sprache bezogen; ihn hat aber immer wieder auch die Frage beschäftigt, ob und inwieweit die am Deutschen erarbeiteten grammatischen Begriffe über das Deutsche hinaus auf die Struktur anderer Sprachen, insbesondere der „Schulsprachen“, anwendbar sind. In zwei wichtigen Büchern („Sprachliche Bildung in der höheren Schule“, später mit neuem Titel: „Die Sprachen in der Schule. Skizze einer vergleichenden Satzlehre für Latein, Deutsch, Französisch und Englisch“ sowie „Grammatiken im Vergleich. Deutsch – Französisch – Englisch – Latein. Formen/Bedeutungen/Verstehen“) ist Hans Glinz dieser Frage systematisch und differenziert nachgegangen.

Trotz seiner Bemühungen um eine „neue Grammatik“ des Deutschen hat Hans Glinz die Grammatik in ihrer Bedeutung niemals überschätzt, und er hat sich oft deutlich gegen falsche Prioritätssetzung ausgesprochen. So weist er beispielsweise in einem Interview anlässlich seines 75. Geburtstages (in: Sprachreport 4/1988, 14ff.) der Grammatik ausdrücklich „eine relativ bescheidene Rolle“ zu und erläutert vor dem Hintergrund seines bekannten Schichtenmodells der Sprache den zwar „nicht zu vernachlässigenden, aber doch grundsätzlich beschränkten Stellenwert“ der Grammatik. Sein Interesse gilt vielmehr von Anfang an dem umfassenderen Thema der menschlichen Verständigung und damit dem komplexen Prozess des Verstehens überhaupt – dies übrigens wiederum nicht zuletzt auch dort, wo er an „Schule“ dachte. Sprachanalyse war für ihn – bezogen auf Theorie wie auf Praxis – immer zugleich auch Text- und Verstehensanalyse.

Es liegt ganz in der Konsequenz dieser Konzeption von Sprache, dass Hans Glinz bereits 1970 – noch bevor pragmatische Aspekte verstärkt von der Textlinguistik aufgenommen wurden – einen Entwurf zu einer Texttypologie vorgelegt hat, der nicht von textimmanenten, strukturellen, sondern von textexternen, soziologischen Kriterien ausgeht, und zwar von den verschiedenen Rollen, Intentionen und Erwartungen der Texthersteller und Textbenutzer (vgl. den Aufsatz „Soziologisches im Kernbereich der Linguistik. Skizze einer Texttheorie“ in: Sprache und Gesellschaft. Jahrbuch 1970 des Instituts für deutsche Sprache (= Sprache der Gegenwart Bd. 13)). Und nicht unerwähnt bleiben dürfen an dieser Stelle seine Bücher zu „Textanalyse und Verstehenstheorie“.

Die Persönlichkeit von Hans Glinz – noch einmal sei es herausgestellt – ist durch ein markantes Merkmal bestimmt: Durch alle Stationen seiner beruflichen Tätigkeit hindurch hat er die Überzeugung vertreten, dass Wissenschaft sich an den Erfordernissen der Praxis zu orientieren und auf sie hinzuarbeiten hat und dass praktisches Handeln (allem voran in der Schule) abgestützt sein muss auf wissenschaftliche Reflexion. In irgendeiner Form kommt diese Grundauffassung in jedem seiner Beiträge zum Ausdruck. Von dieser Überzeugung her arbeitend hat Hans Glinz wie kaum ein anderer seiner Generation mit seinen Schriften zur Sprachdidaktik die Wirklichkeit des Deutschunterrichts in der Schule geprägt und mit seinen sprachwissenschaftlichen Arbeiten der Linguistik wichtige Impulse gegeben.

Mit all dem war Hans Glinz seinen Zeitgenossen und seinen Kollegen im Fach nicht durchweg bequem, war er doch alles andere als ein stromlinienförmig an die Trends des Fachs angepasster Mitläufer; er stand vielmehr oft quer zu herrschenden Meinungen und war damit für viele eine rechte Herausforderung. Gleichwohl wurden ihm hohe Ehrungen zuteil. So erhielt er schon 1962 – als Zweiter überhaupt und unmittelbar nach Leo Weisgerber – den renommierten Duden-Preis der Stadt Mannheim und der Dudenredaktion. Anlässlich seines 60. Geburtstags 1973 ehrten ihn Schüler, Freunde und Kollegen mit einer Festschrift, und zu seinem 80. Geburtstag im Jahre 1993 stellten sie die wichtigsten seiner scripta minora in einer zweiten Festschrift zusammen. Im Jahr 2004 machte ihn die Universität Koblenz-Landau zu ihrem Ehrendoktor.

Hans Glinz ist tot. Das Fach und die Schule hat, auch wenn er zuletzt nicht mehr im aktiven Dienst stand, eine wichtige Bezugsperson verloren, und wer ihn gekannt hat, wird seiner mit Hochachtung und Dankbarkeit gedenken.

Zitierte Texte von Hans Glinz:

Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik (zugleich Dissertation Universität Zürich 1947). Bern 1947

Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik (zugleich Habilitationsschrift Universität Zürich 1948), Bern 1952, <sup>2</sup>1961, <sup>3</sup>1962, <sup>4</sup>1965, <sup>5</sup>1968, <sup>6</sup>1973

Der deutsche Satz. Wortarten und Satzglieder wissenschaftlich gefasst und dichterisch gedeutet. Düsseldorf 1957, <sup>2</sup>1961, <sup>3</sup>1963, <sup>4</sup>1965, <sup>5</sup>1967, <sup>6</sup>1970

Die Sprachen in der Schule. Skizze einer vergleichenden Satzlehre für Latein, Deutsch, Französisch und Englisch. Düsseldorf 1965 (unter dem Titel „Sprachliche Bildung in der höheren Schule“ erstmals 1961)

Deutsche Syntax (= Sammlung Metzler 43) Stuttgart 1965, <sup>2</sup>1967, <sup>3</sup>1970

Der Anteil des Didaktischen an Forschung und Lehre der philologisch-historischen Wissenschaften. In: Sprachwissenschaft heute, Aufgaben und Möglichkeiten (= Texte Metzler 4). S. 59 – 78. Stuttgart 1967, <sup>2</sup>1970

Soziologisches im Kernbereich der Linguistik. Skizze einer Texttheorie. In: Sprache und Gesellschaft. Jahrbuch 1970 des Instituts für deutsche Sprache (= Sprache der Gegenwart Bd. 13). S. 80 – 88. Düsseldorf 1971

Grammatiken im Vergleich. Deutsch – Französisch – Englisch – Latein. Formen/Bedeutungen/Verstehen. Tübingen 1993

Horst Sitta (Zürich)